

Johannes Herwig-Lempp

„Mach’ keine Witze - Sozialarbeiter?!“

Über das Berufsfeld Soziale Arbeit

erschienen in: Astrid-Camilla Feifel-Thomas (Hrsg.), Schule – und dann? Tipps und Orientierungshilfen, Tübingen 2000 (Schwäbisches Tagblatt) S. 103-113
<http://www.herwig-lempp.de/daten/veroeffentlichungen/0001keinewitzeJHL.pdf>

Ein Mann springt am Bahnhof in ein Taxi und ruft ungeduldig: „Los, los! Fahren Sie schon los!“ Der Taxifahrer dreht sich um: „Wohin wollen Sie denn?“ Darauf der Mann, immer ungeduldig: „Egal wohin, egal! Ich bin Sozialarbeiter, ich werde überall gebraucht.“

Ist es zulässig, einen Beruf und die Menschen, die ihn ausüben, mit Hilfe von Witzen vorzustellen? Auch wenn ich dadurch nicht vermitteln will, dass es in diesem Beruf immer lustig zu geht, so greifen sie doch wesentliche Elemente auf. Zumal die meisten Sozialarbeiter-Witze vermutlich von ihnen selbst erzählt werden. Die anderen wissen oft zu wenig über diesen Beruf, als dass sie sich darüber lustig machen könnten.

Es gibt kein eindeutiges Bild davon, was ausgebildete SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen tun. Das hängt u.a. damit zusammen, dass sie in einer Vielzahl von Arbeitsfeldern tätig sind: Im Jugendamt und im Krankenhaus, in einer Einrichtung für Behinderte und in einer Beratungsstelle für Familienplanung, in einer sozialpädagogischen Tagesgruppe und in einer Suchtklinik, in einem Industriebetrieb und in einem Altersheim. Natürlich ließe sich das noch etwas systematischer darstellen, aber dies würde den Eindruck nur bestätigen: Wir SozialpädagogInnen werden tatsächlich (fast) überall gebraucht.

Ich bin Sozialpädagogin. Als Beispiel für die Vielfalt können meine bisherigen Arbeitsfelder dienen. Keineswegs werde ich versuchen, ein umfassendes Bild vom Berufsfeld Soziale Arbeit zu geben, sondern allenfalls einige erste Eindrücke. Vielleicht kann ich der einen oder anderen LeserIn ein wenig Lust machen, sich mehr über diesen - wie ich selbst finde: überaus interessanten, schönen, abwechslungsreichen und herausfordernden - Beruf zu informieren.

1. Akzeptierende Drogenarbeit



Guten Tag. – Ich bin der für Sie zu-
ständige Sozialarbeiter. – Wo fehlt's
uns denn?

“Guten Tag. – Ich bin der für Sie zuständige Sozialarbeiter. – Wo fehlt's uns denn?“

SozialarbeiterInnen unterscheiden sich manchmal im Aussehen wenig von ihren KlientInnen, sie tragen selten Kostüme oder Anzug und Krawatte. Damit vermeiden sie eine unnötige Distanzierung, die bei der Arbeit hinderlich wäre. Sie wollen sich nicht über ihre KlientInnen stellen. Zudem muss ihre Arbeitskleidung häufig „robust“ sein, etwa wenn sie mit Kindern spielen oder sich als „Streetworker“ auf der Straße oder in Kneipen „rumtreiben“.

Meine erste Stelle hatte ich bei einem Bremer Verein für „Akzeptierenden Drogenarbeit“: Für die Drogenkonsumenten der Bremer Scene richteten wir eine Teestube ein, in die sie ohne Vorbedingung (wie Nüchternheit, „Beratungswilligkeit“ oder ähnliches) kommen konnten, in der sie auch steriles Spritzbesteck erhielten und wo wir uns einfach mit ihnen unterhielten. Wenn sie dies selbst wünschten, bemühten wir uns auch, ihnen eine Methadonbehandlung oder einen „weichen“, d.h. medikamentengestützten Entzug in einer Klinik zu vermitteln. Alle diese Angebote waren damals (vor ca. 10 Jahren) ziemlich ungewöhnlich und nach der vorherrschenden Drogentheorie, Drogensozialarbeit und vor allem Drogenpolitik verpönt. Da ging man davon aus, dass der Leidensdruck der Konsumenten so gewaltig werden muss, sie also immer tiefer in Elend, Sucht, Krankheit und Verzweiflung absinken sollen, bis sie bereit sind, Hilfe und Unterstützung anzunehmen. Um den

Leidensdruck zu erhöhen wurde gezielt Hilfe versagt - so galt die Ausgabe von sauberem Spritzbesteck, das die Infektionen mit Gelbsucht, HIV oder anderen Krankheiten verringern konnte, als „Kunstfehler“. Wir MitarbeiterInnen der Akzeptierenden Drogenarbeit allerdings hatten erlebt, dass das Absinken-Lassen, diese politisch und sozialpädagogisch gewollte Verelendung in der Praxis dazu führte, dass bei den solcherart verstoßenen Mitgliedern der Drogen-Szene jegliche Hoffnung verloren ging. Je schlechter ihr gesundheitlicher Zustand war, je weniger Kontakt sie zur „normalen Gesellschaft“ hatten und je ausgegrenzter sie als Kriminelle und Prostituierte waren, desto weniger Sinn sahen sie in einem Versuch, diese Scene überhaupt wieder verlassen zu können. Grundmotiv der Akzeptierenden Drogenarbeit war und ist, dass jeder Mensch, unabhängig von seinen Drogenkonsumgewohnheiten oder anderen Lebensumständen, Anspruch hat auf ein Leben in Würde und eine menschenwürdige Behandlung. Dies ist ein Grund- und Menschenrecht, aber erschreckenderweise im Drogenbereich damals und zuweilen auch heute noch alles andere als selbstverständlich. Ich habe mehrfach gehört, wie es hieß: „Die haben ihr Recht auf eine menschenwürdige Behandlung verwirkt“.

Meine Arbeit, gemeinsam mit einer Kollegin und einem Kollegen, war überaus vielfältig: von der Planung der Teestube über die Suche den geeigneten Räumen, ihre Gestaltung und Einrichtung bis hin zu ihrem Betreiben. Oft saßen wir da und unterhielten uns mit Junkies oder Obdachlosen, die einfach vorbeikamen und ein paar ruhige, geschützte, auch warme Minuten haben wollten. Wir hatten keine Ansprüche an sie, boten stattdessen an, ihnen zuzuhören und ihnen auch in Kleinigkeiten behilflich zu sein: Kontakt zu ihrer Familie zu vermitteln, ihre Wunden zu versorgen, mit ihnen zu einer Rechtsberatung zu gehen. Darüberhinaus gingen wir „durch die Scene“, hatten Zeit, die eine oder den anderen anzusprechen, in Verbindung zu bleiben, von unserer Teestube zu erzählen und über „Safer Use“ (die Notwendigkeit der Verwendung von sterilem Spritzbesteck) zu informieren. Ganz nebenbei mußten wir uns um die Finanzierung unserer Einrichtung kümmern, Anträge an die Arbeitsverwaltung (für unsere eigenen Stellen!) oder das Sozialdezernat entwerfen, sie begründen - und nach Erhalt den Nachweis über die sachgerechte Verwendung der Geldmittel führen. Kurz: Wir waren außer SozialarbeiterInnen auch noch ManagerIn, HausmeisterIn und PersonalleiterIn. Neben der Arbeit mit den Junkies selbst war es wohl diese Vielfalt und Selbständigkeit unseres Teams, die mir diese Stelle besonders attraktiv machten. Ich verließ diese Stelle, als ich nach Süddeutschland umziehen wollte. Da hier damals an eine akzeptierende Drogenarbeit nicht zu denken war und ich nicht mit dem Leidensdruck-Modell arbeiten wollte, blieb mir nichts anderes übrig, als mir auch ein anderes Arbeitsfeld zu suchen.

2. Sozialpsychiatrischer Dienst

Ein Sozialarbeiter trifft auf der Straße einen Kollegen: „Kannst Du mir sagen, wo es hier zum Bahnhof geht?“ Der andere antwortet: „Nein, tut mir leid.“ „Macht nichts, war aber gut, dass wir mal drüber geredet haben.“

SozialarbeiterInnen reden sehr viel: mit ihren KlientInnen, mit sich untereinander, mit KollegInnen aus anderen Institutionen. Das Gespräch ist sicherlich eine der

wesentlichsten Arbeitsformen. Im Unterschied zu anderen Berufen wird kaum etwas „produziert“: Dinge schon gar nicht, allenfalls noch Papiere (Protokolle, Akten), aber auch die nur in Maßen. Neben dem Gespräch spielt noch das gemeinsame Handeln eine wichtige Rolle: jemanden auf ein bedeutsames oder entscheidendes Gespräch vorzubereiten oder ihn auch dorthin zu begleiten, zusammen mit ihr einen Brief zu schreiben, gemeinsam eine Freizeitunternehmung zu planen und auszuführen ...

Meine zweite Stelle hatte ich beim Sozialpsychiatrischen Dienst im Landkreis Calw. Mit zwei Kolleginnen zusammen „begleiteten“ wir sog. psychiatrische Langzeit-PatientInnen - Menschen, die oft über viele Jahre hinweg immer wieder mit psychischen Krankheiten wie Depressionen oder Schizophrenie in der psychiatrischen Landeslinik waren. Wir besuchten sie in den Zeiten zwischen ihren Klinikaufenthalten zu Hause, berieten sie, wie sie ihren Alltag (Einkaufen, Aufräumen, Beziehungen zu Freunden, Partnern, Kindern, Kontakte zu Ämtern, Ärzten und ihren Arbeitsstellen, Ausgestaltung ihrer Freizeit) auf die Reihe bringen konnten und hielten auch in schwierigen Zeiten zu ihnen Kontakt. Wir hatten nicht die Aufgabe, sie von ihren Krankheiten zu heilen, sondern wir sollten gemeinsam mit ihnen ihre Lebensbedingungen möglichst chancenreich gestalten und erhalten. Jede/r von uns hatte ca. 15 bis 20 KlientInnen, zu jedem von ihnen kamen wir alle ein bis zwei Wochen nach Hause, manchmal auch seltener. Mit manchen machten wir einen Spaziergang, mit manchen gingen wir einkaufen, mit manchen fuhren wir zur Vermieterin oder zum Nervenarzt, weil sie sonst nicht mehr die Energie gehabt hätten, aus eigenem Antrieb diese Erledigungen zu tätigen, mit manchen saßen wir zuweilen auch einfach nur da und schwiegen.

Die Energie und der Antrieb, selbst etwas in die Hand zu nehmen - und sei es nur der Einkauf -, fehlt manchen dieser Menschen, weil sie keinen Sinn mehr darin sehen, Einfluss auf ihre Lebensgestaltung zu nehmen. Wobei sich das, je nach Krankheitsbild, von Tag zu Tag ändern kann, es gibt bei manchen von ihnen Phasen, da scheinen sie sich alles zuzutrauen. Eine der Fähigkeiten der SozialarbeiterInnen muss sicherlich darin bestehen, zwischen Geduld einerseits und Anregung andererseits abwägen zu können. Weder macht es Sinn, immer wieder die KlientInnen antreiben und überreden zu wollen zu Dingen, die sie sich nicht zutrauen, noch darauf zu verzichten, ihnen Angebote und Anreize dafür zu geben, wenigstens kleine Veränderungen und Verbesserungen (manchmal ist das ein Spaziergang, der Anruf von einem nahen Angehörigen, das Ausfüllen eines Formulars oder die Zubereitung des Abendessens) zu versuchen. Weitere Fähigkeiten – die man erlernt – können die Kooperationsbereitschaft mit Klinikärzten sein oder ein Geschick dafür, vorhandene Ressourcen der KlientInnen zu entdecken und zu fördern: niemand kann nichts, bei niemandem geht alles schief, kein Problem besteht immer und überall gleich. Natürlich sind Kenntnisse über die Krankheitsbilder und die Behandlungsmöglichkeiten ebenso gefragt wie ein Grundwissen über das Sozialhilferecht und weitere juristische Bereiche (vom Mietrecht bis zum Arbeitsförderungsgesetz).

Für unsere Freizeitgruppe, die vierzehntägig stattfand, holten wir die KlientInnen zu Hause ab und fuhren sie zu einem Treffpunkt, um gemeinsam zu kegeln, zu basteln oder zu wandern. Nicht nur die Planung und die Durchführung lag in unseren Händen, eine nicht zu unterschätzende Aufgabe lag darin, die TeilnehmerInnen der Freizeitgruppe überhaupt miteinander ins Gespräch zu bringen. Für einige war es der einzige Kontakt mit Menschen außerhalb ihrer Wohnung, manche brauchten Monate,

bis sie mit anderen sprechen konnten. Ein Erfolg war es für uns, als nach ungefähr einem Jahr (!) die Gruppe sich so zusammengefunden hatte, dass sie gemeinsam einen zweitägigen Ausflug mit Übernachtung nach Konstanz unternehmen konnte.

Am nächsten Tag begegnen sich die beiden Sozialarbeiter wieder: „Na, weißt Du inzwischen, wo es hier zum Bahnhof geht?“ „Nein, weiß ich nicht, aber ich kann jetzt damit umgehen.“

Eine weitere Fähigkeit von SozialpädagogInnen sollte es sein, mit wenig oder zeitweise auch ausbleibendem Erfolg „umgehen“ zu können, d.h. zu ertragen, dass sich manchmal wenig ändert oder dass der ursprüngliche Zustand, gewissermaßen als Rückfall, wieder einzutreten scheint: auch wenn es natürlich nie wirklich diesselbe Situation wie vorher sein kann, hat man doch manchmal das Gefühl, als ob man plötzlich wieder am Anfang steht. Hier braucht man die Hoffnung so wenig zu verlieren wie den Sinn in die eigene Tätigkeit. Am besten trainiert man, auch kleine Erfolge - die der KlientInnen ebenso wie die in der eigenen Arbeit - zu erkennen und zu würdigen.

3. Sozialpädagogische Familienhilfe

Was ist der Unterschied zwischen einem Sozialarbeiter und einem Rottweiler? - Der Rottweiler läßt das Kind irgendwann wieder los.

Einen großen Bereich in der Sozialen Arbeit stellt die Jugendhilfe dar - also alle die Institutionen und Einrichtung, die der Förderung der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen dienen: angefangen von der offenen Jugendarbeit und den Jugendhäusern über Heime, betreute Jugendwohngemeinschaften, Tagesgruppen, Sozialpädagogische Familienhilfe, Beratungsstellen für Jugend und Familie, intensive Einzelbetreuung, Schulsozialarbeit bis hin zum Jugendamt mit seinem Sozialen Dienst, der Jugendgerichtshilfe oder den Mutter-Kind-Programmen (und damit ist das Spektrum der Jugendhilfe, so wie es auch im Kinder- und Jugendhilfegesetz benannt ist, noch lange nicht erschöpfend aufgezählt). Eine zentrale Stellung nimmt dabei das Jugendamt ein, das einen Großteil der genannten Hilfen koordiniert, teilweise selbst anbietet oder vermittelt und sie häufig auch bezahlt. Im Grunde ist das moderne Jugendamt nichts anderes als eine fachlich versierte Beratungsstelle, die bei allem, was Kinder, Jugendliche oder Familien betrifft, entweder selbst beraten und helfen kann oder weiß, wer Unterstützung bieten kann.

Nach zweieinhalb Jahren im Sozialpsychiatrischen Dienst in Calw entdeckte ich eine Stellenanzeige als Leiter für ein Team der Sozialpädagogischen Familienhilfe - und wurde nach meiner Bewerbung und einem Vorstellungsgespräch auch genommen. Träger war ein kleiner Verein, der die Sozialpädagogische Familienhilfe im Auftrag des Jugendamts Böblingen durchführt.

„Sozialpädagogische Familienhilfe soll durch intensive Begleitung und Beratung Familien in ihren Erziehungsaufgaben, bei der Bewältigung von Alltagsproblemen,

der Lösung von Konflikten und Krisen, im Kontakt mit Ämtern und Institutionen unterstützen und Hilfe zur Selbsthilfe geben.“ - so beschreibt es der § 31 des Kinder- und Jugendhilfegesetzes. Eine Familienhelferin oder ein Familienhelfer kommt zwei- bis dreimal pro Woche für einige Stunden in die Familie. Sie spricht mit einzelnen oder allen Familienmitgliedern, aber sie spielt auch mit ihnen, hilft ihnen bei den Hausaufgaben oder plant Freizeitunternehmungen (schwimmen gehen, kleine Ausflüge, Spaziergänge auf den Spielplatz). Grundidee ist, dass Gespräche allein nicht genügen, die FamilienhelferIn sich auch in den Alltag der Familie begibt und daran Anteil nimmt, um dann gemeinsam mit den Familienmitgliedern zu besprechen, was sie verändern könnten, um es schöner oder netter miteinander zu haben.

Meistens sind es Schwierigkeiten im Umgang zwischen Eltern und Kindern, die den Anlass für Familienhilfe geben. So beklagen sich die Eltern, dass sie „nicht mehr zurecht kommen“ mit ihren Kindern - oder umgekehrt. Zuweilen sind es auch Schulschwierigkeiten, Konflikte mit Nachbarn, Ärger mit der Polizei oder Verhaltensauffälligkeiten der Jugendlichen.

Jede FamilienhelferIn hat drei oder vier Familien, die sie begleitet und berät. Viele Kontakte finden in Form von Hausbesuchen statt, hinzu kommen aber auch Gruppenangebote (Müttertreff, Kindergruppe, Jugendlichengruppe, Familienausflüge, Ferienfreizeiten), bei denen dann mehrere FamilienhelferInnen zusammenarbeiten. Ein- bis zweimal pro Woche treffen sich die FamilienhelferInnen, organisieren ihre Arbeit, tauschen sich darüber aus, was sie gerade machen und beraten sich vor allem auch gegenseitig. Da ein Großteil der Arbeit direkt in und mit der Familie stattfindet, ist es wichtig, dass die MitarbeiterInnen in der Familienhilfe sich auch wieder Distanz schaffen, um nicht zu sehr in die Familie „verstrickt“ zu werden und gedanklich unabhängig zu bleiben. Diesem Ziel dient auch die Supervision, eine im Berufsfeld verbreitete Form der Beratung von Fachkräften durch SupervisorInnen, die von außerhalb kommen. Einmal im Monat besprechen sie, oft unter Zuhilfenahme von Rollenspielen und stark strukturierten Gesprächsformen gemeinsam mit dem Team Erlebnisse aus dem Praxisalltag oder auch die Formen der Zusammenarbeit innerhalb des Teams.

Unser Team der FamilienhelferInnen umfasste schließlich rund 11 KollegInnen. Da wir weder einen Finanzfachmann noch einen Personalchef hatten, war ich als Leiter gemeinsam mit der Sekretärin praktisch „für alles“ zuständig: von organisatorischen Belangen wie der Finanzverwaltung (Wirtschaftsplanung, Buchhaltung, Geldverkehr) oder der Personalverwaltung (Einstellungen, Personalbuchhaltung, Arbeitsrecht) über die Mitarbeiterführung (Anleitung, fachliche Beratung, kollegialer Austausch, Dienstaufsicht) und der Verantwortung für die inhaltliche Ausgestaltung (konzeptionelle Entwicklung, fachliche Ausgestaltung) bis hin zur Außenvertretung (Verhandlungen mit dem Jugendamt, Vermittlung von Anfragen, Öffentlichkeitsarbeit) lag alles in einer Hand. Dies ist durchaus üblich für kleinere soziale Einrichtungen, d.h. die LeiterIn muss viele verschiedene Aufgabengebiete übernehmen (können) - darunter auch viele, die sie nicht unbedingt in ihrer Ausbildung als Sozialarbeiterin oder Sozialpädagogin gelernt hat. Allerdings ist es im Bereich der sozialen Arbeit (im Vergleich zu anderen Berufen) vielleicht kennzeichnend, dass häufig ein kollegialer und kooperativer Führungsstil gepflegt wird, bei dem die MitarbeiterInnen zuweilen Verantwortung übertragen bekommen und solche Aufgaben auch gerne mit übernehmen.

4. Fachhochschule

Kein Witz: Als meine Kolleginnen und ich uns einmal in der Praxis eines Hausarztes vorstellten und ihm unsere Arbeit im Sozialpsychiatrischen Dienst erläuterten, blickte er uns plötzlich groß an und fragte: „Sie sind alle drei Sozialarbeiter - sagen Sie, wie wird man das: macht man da eine Lehre?“

SozialarbeiterIn oder SozialpädagogIn wird man nicht durch eine Lehre, sondern durch ein Studium an einer Fachhochschule oder einer Berufsakademie (manchmal auch an einer Universität, wobei sich Inhalt des Studiums und auch der Grad der Qualifikation unterscheiden - mit einem Uniabschluss hat man, zumindest theoretisch, Anspruch auf eine bessere Bezahlung). Möglicherweise führte der Begriff „Sozialarbeiter“ in die Irre - erstaunlich war für uns aber doch, dass unser Gegenüber so wenig Vorstellung davon hatte, was Sozialarbeiter sind und wie man es wird. Allerdings haben die Menschen in diesem Beruf selbst auch so ihre Schwierigkeiten mit diesem Begriff. Wie auch in diesem Text deutlich wird, bestehen die Berufsbezeichnungen „SozialarbeiterIn“ und „SozialpädagogIn“ nebeneinander, meist werden sie synonym verwendet. Zuweilen wird behauptet, die Ausbildungen unterscheiden sich (der *Sozialarbeiter* sei mehr für Erwachsene ausgebildet und kenne sich in rechtlichen Fragen besser aus, wohingegen der *Sozialpädagoge* seine Qualifikation vor allem für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen erworben habe). Nach meiner Erfahrung ist das nicht zutreffend, allermeistens gibt es keine oder so gut wie keine Unterschiede in der Ausbildung.

Seit einigen Monaten habe ich wiederum eine andere Arbeitsstelle, ich bin selbst Dozent an der Fachhochschule Merseburg in Sachsen-Anhalt und bilde dort im Fachbereich „Sozialwesen“ (an anderen Fachhochschulen heißt er auch „Soziale Arbeit“, „Sozialarbeit“ oder „Sozialpädagogik“ oder sogar „Sozialarbeit/ Sozialpädagogik“) angehende SozialpädagogInnen und SozialarbeiterInnen aus. Bereits seit einigen Jahren habe ich Fortbildungsseminare für MitarbeiterInnen in der Sozialarbeit gegeben, in denen ich sie über einen bestimmten Arbeitsansatz, die „systemische Beratung“ unterrichtete. Dabei habe ich erlebt, dass ich gerne unterrichte. Eine weitere Voraussetzung dafür, eine solche Stelle zu erhalten, ist eine Promotion (d.h. ein Doktorarbeit) und die Bereitschaft, sich theoretisch mit dem Arbeitsfeld zu beschäftigen.

Bereits im Aufbau des Sozialpädagogik-Studiums zeigt sich, wie viele verschiedene Fächer und Wissenschaftsdisziplinen zusammenkommen und von Bedeutung für die Soziale Arbeit sind. Wesentliche Säulen des Studiums sind die Sozialarbeitswissenschaften, d. h. die Geschichte und die Methoden der Sozialarbeit, ergänzt um Übungsseminare (wie führe ich Gespräche, wie leite ich Gruppen) Theorie-Praxis-Projekte und Studienschwerpunkte. Hinzu kommen Erziehungswissenschaften, Gesellschaftswissenschaften und Psychologie, neben ihnen nimmt vor allem der Unterricht in Rechtsfragen (Sozialrecht, Familienrecht, Kinder- und Jugendhilferecht, Verwaltungsrecht) einen breiten Raum ein. Ergänzt werden diese Fächer um Unterrichtsangebote zum kreativen Arbeiten (SozialarbeiterInnen sollten auch ein wenig töpfern, fotografieren, malen, reiten,

musizieren oder spielen können), um Computer- oder Sprachunterricht, um Kurzpraktika und Exkursionen in verschiedene Arbeitsfelder. All das wird ergänzt um ein oder zwei Praktikumsphasen von zusammen einem Jahr, in denen die StudentInnen in einem Arbeitsfeld unter Anleitung nicht nur hospitieren, sondern nach Möglichkeit versuchsweise bereits selbst „richtig arbeiten“ können. Wie man sieht, ist dieses Studium so vielseitig und abwechslungsreich wie das gesamte Arbeitsfeld.

Das Studium dauert vier Jahre, es wird mit einer Diplomarbeit und einer mündlichen Prüfung abgeschlossen. Die AbsolventInnen erhalten den Titel „Diplom-SozialarbeiterIn“ oder „Diplom-SozialpädagogeIn“ (in den nächsten Jahren wird man sich wohl auf eine einheitliche Bezeichnung einigen).

5. Neuere Konzepte der Sozialarbeit

Wie viele Sozialarbeiter braucht man, um eine Glühbirne in die Fassung zu drehen? - Im Prinzip nur einen, aber er muss einen Auftrag von der Glühbirne haben.

In den letzten Jahren haben eine Reihe von neuen Begriffen und Konzepten in die Sozialarbeit Einzug gehalten. Standen noch vor nicht allzu vielen Jahren Konzepte und Begriffe wie „Fürsorge“, „Eingriffe“, „Maßnahmen“ und „Kontrolle“ im Zentrum, hat sich dies gewandelt. Schlägt man heute die Fachzeitschriften auf, so sind es vor allem „Kundenorientierung“, „Ressourcen“ und „Qualitätssicherung“, die ins Auge springen, weil sie im Mittelpunkt der Fachdiskussion stehen.

Nicht zuletzt diese Begriffe stehen für ein grundsätzliches Umdenken und für ein stärkeres Selbstverständnis der Sozialen Arbeit als Dienstleistungsangebot. So wie das Jugendamt sich von seinen Kontroll- und Eingriffsaufgaben zwar nicht verabschiedet hat, aber doch inzwischen längst seinen Beratungs- und Vermittlungsaufgaben den absoluten Vorrang einräumt, hat sich das gesamte Berufsfeld verändert.

Im Blickpunkt stehen heute schon überwiegend „die Kunden“, an deren Wünsche, Interessen und Aufträgen die SozialarbeiterInnen nicht mehr vorbei können und wollen. In den letzten Jahren hat man in der Sozialarbeit gelernt, dass die KlientInnen zumindest unseren Respekt verdient haben - und dass es sich viel effektiver und effizienter arbeiten läßt, wenn wir die KlientInnen als KundInnen verstehen und nach ihren Aufträgen an uns fragen. Und wenn wir davon ausgehen, dass sie über Ressourcen verfügen, also über Kenntnisse, Fähigkeiten, Erfahrungen und Lösungsideen, die bei der Verbesserung ihrer Lebenssituation oder der Bewältigung ihrer Schwierigkeiten und Probleme von Nutzen sein können. (Wenn ich mich manchmal umsehe - in Geschäften und Handwerksbetrieben ebenso wie zuweilen in der Schule oder auf Ämtern - fällt mir auf, dass das Bewußtsein, Dienstleistungen zu erbringen und es mit Kunden zu tun zu haben, in der Sozialen Arbeit sogar vergleichsweise weit fortgeschritten ist.)

Interessant ist, dass diese neuen Handlungsorientierungen („Die KundIn ist KönigIn“) nicht nur für die KlientInnen neue Chancen und Entwicklungsmöglichkeiten bringt,

sondern auch denen, die mit diesen Konzepten arbeiten: Die Arbeit wird nicht nur erfolgreicher und ergiebiger, wenn wir unsere KlientInnen ernst nehmen und uns nicht über sie stellen, sondern sie macht auch mehr Spaß: es ist schöner und leichter, mit Menschen zu arbeiten, die man achten und wertschätzen kann, als mit solchen, auf die man herabsieht (oder herabsehen zu müssen glaubt).

Dieser „Paradigmenwechsel“ in der Sozialarbeit stellt somit vielleicht *die* entscheidende qualitative Verbesserung in unserem Arbeitsfeld dar. Ich bin mir sicher, dass er einen enormen Motivations- und damit auch Innovationsschub für die nächsten Jahre bringt, so dass noch ganz andere Entwicklungen möglich werden.

6. Geld und Arbeitsplatz

Was sagt ein Sozialarbeiter mit Arbeitsplatz zu einem Sozialarbeiter ohne Arbeitsplatz? - „Mit Majo oder mit Ketchup?“

Die Chancen auf einen Arbeitsplatz wechseln. Es gibt Zeiten, da finden nicht alle AbsolventInnen eine Arbeitsstelle, manche werden dann auch schon mal Verkäufer an einer Pommesbude. Fragt man übrigens SozialpädagogInnen, welche Berufstätigkeit sie sich alternativ vorstellen können, werden meistens „in einer Kneipe arbeiten“ oder „SchreinerIn“ genannt. Bis vor wenigen Jahren war es allerdings in der Regel problemlos, nach dem Abschluss auch eine Stelle zu erhalten. Heute ist es schwieriger geworden: Nicht nur die StudentInnenzahlen sind hierfür entscheidend, auch die Finanzlage des Bundes, der Länder und der Kommunen als die größten Träger der Sozialen Arbeit. Wenn dort das Geld ausgeht, werden Leistungen und Anspruchsberechtigungen gestrichen. Zu leiden haben vor allem diejenigen, die mehr oder weniger dringend auf Unterstützung, Beratung und Pflege angewiesen sind: Behinderte, Alte, Familien, Kranke, Randgruppen der Gesellschaft. Sie bekommen den Geldmangel des Staates sehr schnell am eigenen Leib zu spüren, wenn soziale Einrichtungen als Folge davon ihr Angebot kürzen müssen und - was zur Zeit immer öfter vorkommt - Stellen nicht wiederbesetzen können oder sogar auch schon mal MitarbeiterInnen entlassen müssen (was bis vor wenigen Jahren unvorstellbar war).

SozialarbeiterInnen wird nachgesagt, einige oder sogar viele von ihnen hätten das „Helfer-Syndrom“, d.h. sie hätten diesen Beruf ausschließlich deshalb gewählt, weil sie gern anderen Menschen helfen. Dabei hat dieser Beruf durchaus mehr zu bieten als nur „Kontakt mit Menschen“ und „Möglichkeiten zum Helfen“. Bereits an den Ausbildungsplänen wird deutlich, *wie viele* unterschiedliche Disziplinen in dieses Berufsfeld hineinspielen. Hinzu kommt eine schier unübersehbare Auswahl von Arbeitsfeldern und Arbeitsformen: von der Jugend- über die Behinderten- bis zur Altenarbeit, von der Präventionsarbeit bis zum Arbeiten mit Randgruppen unterschiedlichster Art (Obdachlose, Ausländer, Drogenkonsumenten usw.), von der Arbeit in Kommunen (Sozialamt, Jugendamt, Beratungsstellen) über die Arbeit bei großen Wohlfahrtsverbänden (Diakonie, Caritas, Arbeiterwohlfahrt, Deutsches Rotes Kreuz, Paritätischer Wohlfahrtsverband, Volkssolidarität), Vereinen und Gesellschaften bis hin zur selbständigen Tätigkeit (die sich allerdings noch in den Anfängen befindet). Dies bedeutet, dass einem nicht langweilig zu werden braucht,

denn es ist durchaus auch üblich (und nicht selten erwünscht), den Arbeitsplatz und das Arbeitsfeld nach einigen Jahren zu wechseln.

Insgesamt arbeiten in Deutschland etwas mehr als 200.000 SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen, davon ein gutes Viertel in der öffentlichen Verwaltung („Ämter“) und drei Viertel in öffentlichen und privaten Dienstleistungseinrichtungen (Beratungsstellen, stationären und ambulanten Einrichtungen, Bildungseinrichtungen etc.).

Wenig Vorstellung haben Studierende zu Beginn ihres Studiums häufig von den Aufstiegsmöglichkeiten und von der Bezahlung. Letztere orientiert sich fast immer an dem Bundesangestellten-Tarif (BAT) des Öffentlichen Dienstes, der sich wiederum auf die Qualifikation (d.h. den Fachhochschulabschluss) und die Tätigkeitsmerkmale des jeweiligen Arbeitsplatzes bezieht. Als SozialarbeiterIn beginnt man meistens mit einer Bezahlung nach BAT Vb, was bei einer unverheirateten 25jährigen ohne Kinder monatlich in etwa DM 3.800,- brutto und DM 2.300,- netto (d.h. nach Abzug von Steuern, Arbeitslosen-, Renten- und Krankenversicherung) entspricht. Alle zwei Jahre steigt das Bruttoeinkommen ein wenig (bis man ca. 45 Jahre alt ist). Änderungen (sowohl beim Bruttoeinkommen als auch beim Nettoeinkommen) ergeben sich bei Verheiratung und durch Kinder - oder durch „Aufstieg“ in eine andere Tätigkeit. - Ich halte es für wichtig, sich vor der Berufswahl *auch* darüber zu informieren, wie die Bezahlung in dem Beruf ist.

Eine Rolle für die Berufswahl könnte auch „die Atmosphäre“ im Berufsfeld spielen - wobei es sicher schwer ist, zu verallgemeinern. Aber nicht nur die Formen (Kleidung, Verhalten) in der Sozialen Arbeit scheinen insgesamt etwas lockerer als in der Industrie oder vielen anderen Dienstleistungsbetrieben zu sein, sondern auch die Leitungs- und Kommunikationsstile sind wohl tendenziell kooperativer und ressourcenorientierter als in anderen Arbeitsfeldern. Einen Einfluss hat hierbei wohl auch, dass in diesem Berufsfeld mit einem Anteil von 60 % etwas mehr Frauen tätig sind, - und dadurch mehr als anderswo das Bestreben besteht, einen gleichberechtigten Umgang zwischen den Geschlechtern zu erreichen.

Für weitere Informationen zu diesem Beruf der SozialarbeiterIn empfehle ich, zunächst die Stellenanzeigen in regionalen und überregionalen Zeitungen anzusehen. So bekommt man einen ersten Überblick über die Einrichtungen, Vereine und Träger, an die man sich wenden kann - und auch darüber, wo MitarbeiterInnen gesucht werden. Die großen Wohlfahrtsverbände geben gerne Auskunft und vermitteln auch Hospitations- und Praktikumsplätze. Informationen erhält man schließlich auch an Fachhochschulen. Gute Einführungen in das Berufsfeld „Soziale Arbeit“ geben die von C. Wolfgang Müller herausgegebenen Bücher „Einführung in die Soziale Arbeit“ und „Wie Helfen zum Beruf wurde“ (2 Bände), alle im Beltz-Verlag erschienen und in Bibliotheken ausleihbar, sowie die „Blätter zur Berufskunde“, die es beim Arbeitsamt gibt.

Wobei nichts über persönliche Gespräche mit denjenigen geht, die in diesem Beruf tätig sind, und sie zu fragen: Was macht Ihnen an Ihrem Beruf Spaß? Was sehen Sie kritisch? Würden Sie sich noch einmal für diesen Beruf entscheiden? Welche Perspektiven und Entwicklungsmöglichkeiten bietet mir dieser Beruf nach den ersten Jahren?

Wenn man sich von vielen Seiten her mit diesem Arbeitsfeld auseinandergesetzt hat, wird man eine gut begründete Entscheidung treffen können - für einen Beruf, der befriedigend und herausfordernd zugleich sein kann und auch in Zukunft sicherlich benötigt werden wird.

Stand: Dezember 2016

Der Text ist 16 Jahre alt. Einige Bezeichnungen haben sich geändert, z.B. der Name der „Hochschule Merseburg“ oder der Fachbereich „Soziale Arbeit.Medien.Kultur“. Auch das Tarifsystem hat sich verändert, es heißt jetzt „TVöD – Tarifvertrag öffentlicher Dienst“, und die Bezahlung erfolgt selbstverständlich in Euro. Aber grundsätzlich gilt in Bezug auf die Profession Soziale Arbeit vieles von dem, was hier beschrieben wurde, weiterhin.

Autor: Johannes Herwig-Lempp, Prof. Dr. phil., Diplom-Sozialpädagoge, Professor für „Sozialarbeitswissenschaft/ Systemische Sozialarbeit“ an der Hochschule Merseburg, Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur. Systemischer Sozialarbeiter (DGsP), Systemischer Berater, Familientherapeut, Dozent, Supervisor und Fortbilder, Autor zweier Fachbücher und verschiedener Artikel. www.herwig-lempp.de

*Privat: Ammendorfer Weg 115, 06128 Halle, e-mail: johannes@herwig-lempp.de
Dienstlich: Hochschule Merseburg, Fachbereich Soziale Arbeit.Medien.Kultur,
Eberhard-Leibnitz-Str. 2, 06127 Merseburg, Tel. 03461/ 46-2231, www.hs-merseburg.de*

*Weitere Sozialarbeiter-Witze sind z.B. hier zu finden:
<http://www.mziltz.de/witze/sozialarbeiter.html>.*

Dieser und weitere Texte von mir können auf der Seite <http://www.herwig-lempp.de/veroeffentlichungen/> heruntergeladen werden.